Aus der Medizinischen Poliklinik zu Frankfurt a. M.
(Professor Dr. Heupke).

Die Ernährung der Pygmäen

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der zahnärztlichen Doktorwürde
der Hohen Medizinischen Fakultät
der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität zu Frankfurt a. M.

vorgelegt von

Josef Maassen
Dremmen, Bez. Aachen
November 1940

Druck der Limburger Vereinsdruckerei G. m. b. H., Limburg a. d. Lahn 1941

Aus der Medizinischen Poliklinik zu Frankfurt a. M.
(Professor Dr. Heupke).

Die Ernährung der Pygmäen

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der zahnärztlichen Doktorwürde
der Hohen Medizinischen Fakultät
der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität zu Frankfurt a. M.

vorgelegt von

Josef Maassen
Dremmen, Bez. Aachen
November 1940

Druck der Limburger Vereinsdruckerei G. m. b. H., Limburg a. d. Lahn 1941

Gedruckt mit Genehmigung der Medizinischen Fakultät der
Johann - Wolfgang - Goethe - Universität zu Frankfurt a. M.

Referent: Prof. Dr. Heupke
Korreferent: Prof. Dr. Freiherr v. Verschuer
Dekan: Prof. Dr. Guthmann

Meinen lieben Eltern
in steter Dankbarkeit
gewidmet.

—— **Josef Maassen**

Die Ernährung der Pygmäen.

Unter Ernährung im wissenschaftlichen Sinne versteht man die Aufnahme von Nahrungsstoffen, die zur Erhaltung des Lebens unbedingt notwendig sind. Diese Nahrungsstoffe werden dem Körper mit den verschiedenen Nahrungsmitteln, in denen sie enthalten sind, zugeführt. Die Ernährung eines Volkes ist zum größten Teil klimatisch bedingt, so zwingt zum Beispiel das Klima des hohen Nordens die Menschen zu einer anderen Art der Lebensführung, als sie den Bewohnern des feuchtheißen Urwaldes zu eigen ist. Will man sich also ein Bild von der Ernährung eines Volkes oder eines Volksstammes machen, so darf man das Klima, und die dadurch bedingte Vegetation als wesentliche Faktoren des von dem betreffenden Volke bewohnten Gebietes nicht außer acht lassen.

Wenn im folgenden nun ein Bild über die Ernährung der Pygmäen entworfen werden soll, dann soll als erstes eine kurze geographische Skizze über die von den Pygmäen bewohnten Gebiete vorangehen.

Der Urwald ist die eigentliche Heimat der Pygmäen, die man heute allgemein für die Urbevölkerung Afrikas hält. Nach Bernatzik („Die große Völkerkunde", Seite 359) finden wir die reinsten Vertreter der Pygmäen im Urwaldgebiet des oberen Ituri und seiner Nebenflüsse, des Nepoko, Ngayu, Epulu und Lenda. Dort leben die Ituripygmäen in drei großen Sprachgruppen: die Aká im Nordgebiet des Urwaldes, die Basua und die Bakango am linken Ufer des Ituri, und die Efé in den östlichen Wäldern des Ituri. Die Zahl aller Ituripygmäen, die zumeist unter dem aus der Kibirasprache stammenden Namen Bambuti oder Mombuti bekannt sind, schätzt P. Paul Schebesta, der beste Kenner dieses Gebietes, in seiner Veröffentlichung im Ethnologischen Anzeiger, Bd. 3, Heft 1, 1932, „Meine Forschungsreise zu den Pygmäen in Belgisch-Kongo" auf Seite 42 auf zwanzigtausend Seelen. Weniger rein erhalten haben sich die Pygmäen in Französisch-Kongo und in

Südkamerun. P. Trilles schätzt die heute in Gabun und dem angrenzenden Kamerun herumstreifenden Pygmäen auf 5000. Die Gabunpygmäen sind bekannt unter den Namen Bakiue, Bakuea, Bekwi, Bekoe und Akoa. Mit ihnen in Zusammenhang stehen die Pygmäen am Ogowe, Obongo genannt, ferner findet man in Kamerun die Bojaeli oder Beagielli. Einige kleinere Gruppen von Pygmäen gibt es noch im Süden des großen Kongo-Bogens, in der Gegend von Lusambo und in der Tschofagegend. Eine weitere Gruppe, die Batwa, findet man an den Hängen der Kiwuvulkane, in Ruanda und Urundi und westlich des Tanganyika-Sees bis zum Bangweolo-See, P. Paul Schebesta sagt von ihnen in: „Meine Forschungsreise zu den Pygmäen in Belgisch-Kongo" (Ethn. Anzeiger, Band 3, Heft 1) „. . . nicht immer können sie ihren Charakter als Waldmenschen behaupten. In Roanda und am Kiwu bewohnen sie die Gipfel und Abhänge der Berge, die nur noch teilweise mit Wald bestanden sind; westlich vom Tanganyika-See aber sind sie bereits Buschmenschen geworden und am Bangweolo haben sie sich in die Sümpfe zurückgezogen." Zum Schluß sei noch erwähnt, daß es kleinere Horden von Pygmäen in Malaya auf Malakka gibt.

Das hervorstechendste Rassenmerkmal der Pygmäen ist, wie der Name schon andeutet, die Kleinwüchsigkeit. Der Name „Pygmäe" hängt mit „pygmä" die Faust zusammen und bedeutet „Fäustling". Schebesta hat bei seinen Messungen an den Ituri-Pygmäen — er hat 295 Männer und 180 Frauen in diesem Gebiet gemessen — als Mittelwert 144 cm bei Männern und 133,3 cm bei Frauen festgestellt. Die Hautfarbe der Pygmäen ist gelbbraun oder rotbraun, das je nach dem Grade des Vorhandenseins fremden Blutes ins Schwärzliche abgewandelt ist (Schebesta, Congo 1932, Seite 337). An der Hautfarbe lassen sich, nach Schebesta, (Congo 1932, Seite 336), deutlich zwei Typen von Pygmäen feststellen. Der eine zeigt eine mehr rötlichbraune, der andere eine dunklere Färbung. Schebesta stellt auch das weiche Flaumhaar, der sogenannte Lanugo, das den ganzen Körper bedeckt, als charakteristisches Merkmal der Pygmäen hin (Congo 1932, Seite 336). Wiederholt haben Reisende und Forscher auf die kurzen Beine und den langen Rumpf bei den Pygmäen hingewiesen, auf die „durchaus kindlichen Verhältnisse" in der Entwicklung der Extremitäten. Auffällig ist allerdings die Kleinheit und Zierlichkeit der Hände und Füße, trotzdem ist der Körper der Pyg-

mäen, als Ganzes gesehen, durchaus wohlproportioniert (Schebesta: Congo 1932, Seite 333).

Gemeinsam mit allen anderen Primitiven, soweit diese nicht unter dem Einfluß höherstehender Nachbarn zum Feldbau übergegangen sind, haben die Pygmäen eine durchaus aneignende Wirtschaft. Sie sind Sammler, Jäger und Fischer. In kleinen Familienhorden ziehen sie unstet, wenn auch meist innerhalb bestimmter Grenzen, umher. „Die einzelnen Familienhorden haben ihre bestimmten Reviere, in denen sie umherziehen, den Nahrungsmitteln nach, die gerade reifen. Die ganze Ausrüstung besteht in einer Ledertasche, in der die Männer ihre Tabakpfeife, d. h. einen fingerlangen Röhrenknochen, Feuerhölzer und Giftstäbchen und einen Köcher mit Pfeilen, die Frauen einige Kleinigkeiten nebst Schalen, Mörser und Stößel mit sich führen. Niemals fehlt der am Ende spatenförmig verbreiterte Grabstock" (Hintze, Seite 239).

In dem feuchtheißen, undurchdringlichen Urwald ist die Lebensführung für den Pygmäen außerordentlich schwierig. Sie besteht in einem ständigen Kampf gegen die Übermächtigkeit der Natur. Eine immer gleichförmige Wärme von ± 25° C. bei außerordentlich reichen Niederschlägen zu allen Jahreszeiten, fördert das Pflanzenwachstum ganz ungeheuerlich. Der Urwald bringt infolgedessen eine unendliche Fülle pflanzlicher Gaben. Sie wachsen dem Pygmäen aber nicht in den Mund, nein, ganz im Gegenteil, er muß sich die eßbaren Vegetabilien oft recht mühsam erringen. Eßbare Früchte gibt es zwar reichlich und auch zu jeder Jahreszeit, aber sie müssen erst gesucht und gefunden werden. Manch gewaltiger Baumriese muß zu diesem Zweck erst mit viel Mühe erstiegen werden. Eßbare Wurzeln und Knollen gibt es auch reichlich, aber wie schwer sind sie zu beschaffen. Schebesta sagt, in seinem Buch „Bei den Urwaldpygmäen von Malaya", von der Frau der Pygmäen auf Malakka: „... oft muß das arme Geschöpf einen Meter tief graben, oft noch mehr."

Noch schwieriger aber ist im Urwald die Beschaffung tierischer Nahrungsmittel. Die Jagd ist in dem undurchdringlichen Dickicht äußerst schwer auszuüben und von recht geringem Ertrag. Wild ist im Urwald selten, er ist abgesehen vom Kleingetier tierarm. Der Pygmäe kann also dort nur bei ständigem Streifen und Umherziehen als Sammler und Jäger sein Leben fristen. Er lebt sozusagen von der Hand in den Mund, und oft recht dürftig. Wilhelm Volz sagt in seinem

Buch: „Im Dämmer des Rimba“ auf Seite 48: „.... Der Urwald ist ein karger Wirt, er gibt uns nichts und würde uns verhungern lassen.“

Aus diesem Grund finden wir im Urwald auch zahlenmäßig nur geringe Horden, weil einfach die vorhandenen Nahrungsmittel nicht für größere Gemeinschaften ausreichen würden. Doch gibt es immer etwas: Früchte, Knollen, Wurzeln, Samen, Beeren, dazu Kleingetier wie Vögel, Schlangen, Frösche, Raupen, Termiten und gelegentlich auch ein Stück Großwild.

Aus dieser Aufzählung von Nahrungsmitteln läßt sich schon erkennen, daß die Pygmäen von gemischter Kost leben. Dabei fällt dem Manne die Beschaffung tierischer Nahrungsmittel, also die Jagd, zu, während die Frau die Aufgabe hat, die Familie mit pflanzlicher Nahrung zu versorgen.

Diese Zweiteilung in animalische und vegetabilische Nahrungsmittel ist dem Primitiven wohlbewußt und wohl auch sehr wichtig; denn wie Hahn uns in seiner Abhandlung über: „Schwierige Methoden der Ernährung bei den Naturvölkern“ (Naturwissenschaftliche Wochenschrift 1911, Nr. 35, Seite 546) mitteilt, hat ein primitiver südaustralischer Stamm für diese Zweiteilung schon eine ausgesprochene sprachliche Unterscheidung, indem paru Fleischnahrung und mai pflanzliche Nahrung bedeutet.

Wichtig ist, daß bei den Pygmäen, die lange für ein reines Jägervolk gehalten wurden, die pflanzliche Kost an erster Stelle steht, an zweiter erst die Fleichnahrung (Seiffert, Seite 55). Auch Schebesta sagt: „... Den Löwenanteil an der Ernährung der Pygmäen hat die Pflanzenkost, die etwa 70 % ausmachen dürfte; sie ist auch die regelmäßigere („Zentralafrikanische Pygmäen“, Ethn. Fachsitzung am 19. 5. 32. „Wiener Arbeitsgemeinschaft für afrikanische Kulturgeschichte“, Seite 17) oder an anderer Stelle: „Der Pygmäe ernährt sich hauptsächlich von Vegetabilien, die Fleischnahrung tritt im Verhältnis stark zurück“ („Pysiologische Beobachtungen an den Ituripygmäen“, Seite 118). Einen weiteren Beweis dafür, daß die Ernährung der Pygmäen mehr vegetabilischer als animalischer Art ist, sieht Schebesta darin, daß das Blut der Pygmäen reich an Potassium ist. („Physiologische Beobachtungen an den Ituripygmäen“, Seite 117). Nach Stuhlmann dagegen scheinen die Pygmäen des afrikanischen Urwaldes mehr Jäger zu sein, und er ist der Ansicht, daß bei ihnen die anima-

lischen Nahrungsmittel überwiegen. Er kommt zu diesem Schluß, weil manche von ihnen, wie die Bagielli, um ihren Bedarf an pflanzlichen Nahrungsmitteln zu decken, diese bei den umwohnenden Negerstämmen gegen Wildbret eintauschen. („Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika", Seite 448.)

Prinz Wilhelm von Schweden scheint derselben Ansicht zu sein, denn er behauptet dasselbe von den Wambutti („Unter Zwergen und Gorillas", Seite 224 und 250).

Le Roy sagt allerdings wieder von den Pygmäen am Ogowe in seinem Werk: „Les Pygmées" auf Seite 268: „... L'homme est, par nature, frugivore."

Wie ich vorhin schon erwähnte, obliegt zur Hauptsache der Frau die Beschaffung vegetabilischer Nahrungsmittel, also die Sammeltätigkeit. Hintze sagt darüber: „Das Sammeln der spärlichen Nahrungsmittel ist hauptsächlich Sache der Frau. Der Mann ist mehr Jäger." („Geographie und Geschichte der Ernährung", Seite 240.)

Um die Knollen und Wurzeln, die manchmal sehr tief sitzen, zutage zu fördern, bedient die Pygmäenfrau sich des Grabstockes. Hacken und Spaten sind ihnen nämlich unbekannt. Schebesta berichtet uns über den Gebrauch des Grabstockes: „Im Dämmer des Urwaldes entdecken wir in einiger Entfernung Frauen, die mit zugespitzten Stöcken Waldwurzeln ausgraben. Irgendein Stock der Wildnis wird abgehauen und das Ende mit dem Parang zugespitzt. Mit diesem Grabstock bewaffnet, durchzieht die Frau den Dschungel. An den Blättern erkennt sie die Knollenfrucht, die im lehmigen Boden steht, aber sehr tief. Oft muß das arme Geschöpf einen Meter tief graben, oft noch mehr. Mit den Händen wirft sie den Lehm heraus. Endlich ist die Knolle gefaßt und die herben Züge erhellen sich, wenn die Knollen im Rucksack verschwinden." („Bei den Urwaldpygmäen von Malaya", Seite 110.)

Eine außerordentliche sinnreiche Form des Grabstockes zum Ausroden der Wurzeln beschreibt Regnault: „An einem Ende des Stockes sind schmale Holzbrettchen mit Lianenbast in Kegelform befestigt; indem sie diesen Kegel bohrend hin und her bewegen, gelangen sie ziemlich schnell an die Wurzeln." („Les Babenga", Seite 261.)

Bei den Nahrungsmitteln, die die Frau der Pygmäen sammelt, läßt sich leicht eine Zweiteilung vornehmen, und zwar in Nahrungsmittel pflanzlicher Art und in Kleingetier. An Nahrungsmitteln pflanzlicher Art sammelt die Frau: Knollen, Wur-

zeln, Blattpflanzen, Früchte, Beeren und Stachelkürbis (Schebesta: „Krankheit und Krankheitsbekämpfung bei den Pygmäen", Seite 17, ebenfalls „Bambuti, die Zwerge vom Kongo", Seite 182). Hintze sagt dazu: „Eine oft kindskopfgroße Knolle einer Asclepiadee ist die leckerste Knolle. Wer sie hat, braucht kein Wasser.

Die Bauhinia esculenta bietet ebenfalls, solange sie jung ist, Nahrung und Wasser zugleich, wenn älter, bis ½ m Durchmesser, wird sie holzig. („Geographie und Geschichte der Ernährung", Seite 239).

Nach Hintze ist auch der Stachelkürbis (Citrullus Nandinianus) sehr begehrt. Mitte Januar wächst er zu Tausenden und bietet ebenfalls Wasser und Nahrung zugleich. Roh ist er sauer und scharf; in heißer Asche geröstet oder gekocht dagegen angenehm erfrischend. („Geographie und Geschichte der Ernährung", Seite 239.) Etwas später reift eine andere Melonenart (Citrullus caffer). Zu dieser Zeit besteht der Kot der Pygmäen fast ganz aus Melonenkernen. Diese werden von den Pillenkäfern in die Erde eingegraben, so daß stets neuer Nachwuchs entsteht. Als Leckerbissen gelten die Beeren der Grewiabüsche und die Schoten der Bauhinia macrantha. (Nach Hintze, Seite 239.) Ende April gibt es Früchte, die sich bis zum August und September grün und saftig erhalten. Man kann von ihnen ohne Wasser leben, wenn kein Salz genossen wird. Sie liefern eine Zeit lang die hauptsächlichste Nahrung. Die Kerne werden im Mörser zerstoßen und als Brei genossen. (Nach Hintze, Seite 239.)

Wie Schebesta berichtet, sind die säuerlichen Fruchtknollen der Taopflanze sehr beliebt. „... inzwischen tummeln sich die kleinen Mädchen in der Nähe der Mutter herum, suchen eßbare Früchte, säuerliche Fruchtknollen der Taopflanze und andere. Auf dem Heimweg pflücken die Frauen hier und da noch einige eßbare Blätter oder nehmen das Taa (Mark) einiger Pflanzen mit. Im Lager ist das Feuer bald angefacht, und die Wurzeln werden zum Rösten in die Glut gesteckt. Klein und groß kann den Augenblick kaum erwarten, bis die Knollen gebraten und verteilt sind. Jeder knuspert daran und ist zufrieden. Inzwischen bereitet die Mama außerdem noch ein Gemüse aus Blättern und Pflanzenmark. Mit Wasser im Bambus gekocht und dann mit ein wenig Salz, das ich ihnen gebracht hatte, und mit etwas spanischem Pfeffer, der im Mörser

zerstoßen wird, bestreut, mundet das Gemüse vorzüglich." („Bei den Urwaldpygmäen von Malaya", Seite 110.)

An selbiger Stelle berichtet Schebesta über das Einsammeln der Hoidfrüchte: „. . . inzwischen kommen Burschen ins Lager. Sie waren im Perakstrom fischen gewesen. Fische haben sie zwar nicht, aber eine große Menge Hoidfrüchte, die auf den Bäumen am Flußufer wachsen. Die Kerne stehen zu mehreren in dicken Fruchthülsen. Diese werden aufgeschnitten, die Nüsse herausgeholt, und ihre Schale mit einem Stein zerschlagen. Der Geschmack ist der einer Walnuß, das Ergebnis des Genusses aber ist verheerend. Und dennoch wird die Frucht viel gesucht.

Man röstet die Nüsse oder zerreibt sie, knetet sie in Wasser aus, kocht und dämpft sie dann im Bambus. Mit dem Essen wächst der Appetit, aber leider ist starkes Bauchweh die unausbleibliche Folge des Genusses." („Bei den Uuwaldpygmäen von Malaya", Seite 110.)

Nicht immer ist die Zubereitung der Nahrung so einfach, wie sie eben geschildert wurde, denn nicht alle Hubiarten sind ohne weiteres genießbar. Manche Knollen sind giftig und müssen vorher entgiftet werden.

Schebesta gibt uns einen interessanten Bericht über das Entgiften von Knollen: „Der Waldzwerg kennt die Pflanzen des Waldes genau und ist pfiffig genug, sich alles dienstbar zu machen, was nur irgendwie zu gebrauchen ist. Die Tulegnknolle (Hubi kapor) ist giftig. Um sie genießbar zu machen, verbrennt man Blätter des Gobnbaumes und mischt die Asche mit den zu Brei geriebenen schleimigen Tulegn. Das Gericht ist eßbar und schmeckt wie Kleister.

Auch die Gadognwurzel (Hubi gadogn) ist giftig. Sie wird zerrieben, im Fluß lange Zeit eingeweicht und dann erst gekocht. Jede Wurzel erfordert ihre individuelle Behandlung, wie sie auch ihren eigenen Geschmack hat." („Bei den Urwaldpygmäen von Malaya", Seite 110.)

Bei den ihnen jeweils benachbarten Negern tauschen sie gerne gegen etwas Wild Bananen und Ölpalmnüsse ein. (Schebesta: „Meine Forschungsreise zu den Pygmäen am Belgisch-Kongo", Seite 49, „Krankheit und Krankheitsbekämpfung bei den Pygmäen", Seite 17; Hintze: „Geographie und Geschichte der Ernährung", Seite 238; Bernatzik: „Große Völkerkunde", Seite 360.) Die Banane (Musa sapientium und Musa paradisiaca = Plante) wird entweder in völlig reifem Zustand, dann

enthält sie viel Zucker, genossen, oder man ißt sie noch unreif, bevor sich die Stärke in Fruchtzucker verwandelt hat, geröstet, oder gekocht, als Plante. In letzterer Form, in der sie bedeutend höheren Nährwert besitzt, wird sie höher geschätzt und bevorzugt. Die Plante kann roh als Frucht überhaupt nicht gegessen werden. (Seyffert: „Einige Beobachtungen und Bemerkungen über die Naturvölker", Seite 63.)

Bei den Malakka-Pygmäen spielt die Frucht des Durian eine große Rolle. Zur Zeit der Reife wird sie unter Festlichkeiten eifrig gesammelt. (Seyffert, Seite 69.)

Wie ich früher schon erwähnte, leben die Pygmäen noch auf der Stufe der aneignenden Wirtschaft. Es gibt allerdings einige Gruppen, die unter dem Einfluß der Nachbarvölker zum Anbau übergegangen sind, ohne jedoch dadurch ihr Nomadenleben ganz aufzugeben. Auf kleinen Beeten bauen sie Bananen, Mais, Hirse, Maniok und Tabak an. (Schebesta: Congo 1931, Seite 338; Immenroth: „Kultur und Umwelt der Kleinwüchsigen in Afrika", Seite 67.)

An Kleingetier wird gesammelt: Schnecken, Frösche, Schlangen, Schildkröten, Heuschrecken, Termiten und Raupen. (Seyffert: „Einige Beobachtungen und Bemerkungen über die Ernährung der Naturvölker", Seite 55.)

Schebesta sagt darüber: „Es ist ein Irrtum zu glauben, daß die animalische Kost nur durch Wildfleisch gedeckt wird, vielmehr ist das Einsammeln von Weichtieren wie Raupen, Termiten, Schnecken, Frösche usw. von Wichtigkeit und übersteigt in gewissen Monaten die Ergebnisse der Jagd." (Zentralafrikanische Pygmäen", Seite 17.) Oder an anderer Stelle: „Mit den Frauen teilen sie sich in das Einsammeln von den sehr geschätzten Raupen und Termiten, die in der Küche der Zwerge als Leckerbissen geschätzt werden." („Bambuti, die Zwerge vom Kongo", Seite 182.) Oder „. . . die gesuchtesten Leckerbissen waren hier wie überall Termiten und Raupen" (Congo 183.)

Über den Fang der Termiten berichtet Schebesta folgendes: „Die Flugzeit der Termiten fällt in die Monate April und September und wird zu Festtagen für die Bambuti. Dann sind die Lager öde und verlassen, die Sippen gehen auseinander, jede Familie zieht zu ihrem Termitenhaufen, der sich irgendwo im Walde befindet und als Privateigentum angesehen wird. Da es darauf ankommt, das Ausfliegen der Insekten nicht zu versäumen, wird die Hütte oft schon einige Tage früher verlegt,

denn durch eine versäumte Nacht kann man um die ganze Beute kommen. Die Termiten bauen ihre Nester unter der Erde und türmen sie zu mächtigen, oft seltsam geformten Hügeln empor, die bisweilen wie Buckel oder Minarette aus dem Boden wachsen. Tebis Termitenhügel lag etwa eine halbe Stunde vom Lager entfernt. Als Tebi eines Morgens mit dem Haumesser bewaffnet loszog, um den Haufen zu untersuchen, schloß ich mich ihm an. Tebi ging vor mir und schlug mit dem Haumesser die überhängenden Lianen ab, um einen Weg zu bahnen. Recht langsam ging es weiter, denn mein Führer guckte sich die Augen nach allen Seiten aus; da war kein Baum am Pfad, den er unbeachtet gelassen hätte. Was mochte er nur suchen? Plötzlich machte er halt, schaute unverwandt nach einer Richtung und begann dann, das Strauchwerk ringsherum mit dem Messer abzuschlagen. Warum, blieb mir vorerst noch rätselhaft, da ich noch immer nichts sah. Meine Frage beantwortete er mit einer stummen Bewegung, indem er mit dem Messer nach einem krummgewachsenen Baum wies, dessen Stamm wie mit Moos bedeckt aussah. Bei näherer Betrachtung merkte ich jedoch, daß er über und über mit Raupen besät war. Durch das Abhauen des Strauchwerkes stempelte Tebi diesen Fund als sein Eigentum, da er augenblicklich nicht in der Lage war, die unzähligen Raupen aufzulesen; er wollte dazu später wiederkommen. Auf Grund dieser Kennzeichnung würde ihm keiner seinen Fund streitig machen oder die Raupen stehlen, und so zogen wir weiter. Unweit, an einem finsteren Abhang, war der Termitenhaufen. Tebi ging sofort daran, eine dünne Erdschicht abzuschaben, so daß die Gänge der Termiten zum Teil freigelegt wurden. In jedes Flugloch steckte er ein Stöckchen, wahrscheinlich um die Bemühungen der Termiten, das Loch wieder zu schließen, zu beobachten. Auf diese Art scheinen die Pygmäen ungefähr die Flugzeit beurteilen zu können, denn je mehr zur Oberfläche ihre Wühlarbeit vordringt, um so näher steht der Flug bevor. Darum zieht um diese Zeit der Zwerg jeden Tag hinaus, um seine Beobachtungen anzustellen. Tebi kündigte den Flug für die bevorstehende Nacht an; die Termiten fliegen nämlich nur in der Dämmerung oder zur Nachtzeit aus. Ist es so weit, dann geht man sofort daran, sich an Ort und Stelle für die nächsten Tage einzurichten. Ein winziger Windschirm wird am Fuß des Termitenhügels erbaut und von der Familie bezogen. Der ganze Hügel mit einem Blätterdach, wenn möglich aus wilden

Palmzweigen, überdeckt und am Rand ein tiefes Loch geschaufelt. Nun sieht man geduldig dem Ereignis entgegen. In der Hütte wird ein Feuer unterhalten und neben dem Hügel Kienholz aufgestapelt. Bei Anbruch der Dämmerung setzt der Flug ein. Der Termitenhaufen wird lebendig; es rauscht, wimmelt und krabbelt. Die Flügel ausgebreitet, steigen die Insekten hoch, stoßen jedoch gegen das Blätterdach und fallen zu Boden. Inzwischen flammt auch schon das Feuer neben der Grube auf, die Tierchen krabbeln im Zuge dem Lichtschein zu, fallen aber in das Loch, das vor dem Feuer gähnt. Daneben hockt die Zwergenfrau, schaufelt die fetten Insekten mit vollen Händen in einen Korb und deckt sie mit Blättern zu. Die Beute wird verteilt, in Blätter verpackt und ins Lager geschafft, wo dann der Schmaus beginnt. Termiten sind für die Zwerge in jeder Zubereitung genießbar und stets ein Leckerbissen, weil sie fett sind. Man steckt sie auch lebend in den Mund, nachdem man ihnen die Flügel ausgerissen hat, und zerkaut sie. Beliebter ist jedoch das Rösten samt den Flügeln; dann stopft man sich den Mund damit voll, bis das Fett die Mundwinkel herabläuft. Eine andere Zubereitungsart ist, die Insekten der Flügel zu berauben, sie in den kleinen Holzmörsern mit Salz zu zerstampfen und nacher zu kochen. („Bambuti, die Zwerge vom Kongo", Seite 183.) An selbiger Stelle berichtet Schebesta über die Zubereitung der Raupen wie folgt: „Kaum ins Lager zurückgekehrt, brach Tebi in Begleitung seiner Frau, die einen Korb mitnahm, wieder auf, um die Raupen einzusammeln. Diese sind von mittlerer Größe, grünlicher Färbung und stark behaart. Das sei besonders erwähnt, da nicht alle Raupen gegessen werden. Es dauerte nicht lange, bis Tebi mit seinem Fang heimkam. Seine Frau ging sogleich daran, die Raupen zuzubereiten. In eine Tonscherbe legte sie glühende Holzkohle, breitete eine Hand voll Raupen darüber und begann den Inhalt zu schütteln und zu wenden. Dann klaubte sie die gerösteten Raupen heraus und legte sie auf die schon vorbereiteten Blätter. Tebi und sein gerade anwesender Gast ließen eine Raupe nach der anderen verschwinden, die ihnen herrlich mundeten.

Eine andere, weniger umständliche, aber auch weniger appetitliche Art des Raupenessens ist die: man klaubt Stück für Stück aus dem Korb heraus, faßt sie mit zwei Fingern am Kopfende an, quetscht sie mit Zeigefinger und Daumen der anderen Hand aus und führt sie zum Munde.

Andere Zwerge gehen so weit, daß sie die gerösteten Raupen noch kochen und ebenso wie die gekochten Termiten als Zukost zu den gewöhnlichen Mahlzeiten nehmen. Die Pygmäen ziehen gewöhnlich Raupen, Termiten und Schnecken dem Wilde vor. („Bambuti, die Zwerge vom Kongo", Seite 184.)

In den kalten Nächten, in denen die Temperatur bis auf 5° C sinkt, werden Heuschrecken von den Bäumen geschüttelt und verzehrt. (Hintze: „Geographie und Geschichte der Ernährung", Seite 240.) Oder sie werden in langen, schmalen Gräben gefangen, aus denen sie sich nicht wieder erheben können. Große Feuer werden in der Nähe entfacht, damit sich die Tiere versengen.

Nach anderer Darstellung werden sie mit Ästen und Zweigen niedergeschlagen und dann geröstet. (Immenroth, S. 248.)

Ein äußerst wertvolles Nahrungsmittel ist der Honig, da er reich an Kohlehydraten ist, die als verschiedene Zuckerarten in ihm enthalten sind. An dem Einsammeln des Honigs beteiligen sich auch die Männer. „. . . Honigsuche ist die beliebteste Beschäftigung der Männer", wie Schebesta sagt. („Bambuti, die Zwerge vom Kongo", Seite 182; ebenso Wilhelm von Schweden: „Unter Zwergen und Gorillas", Seite 224; Immenroth Seite 67.)

Sie folgen den schwärmenden Bienen und nehmen die Stöcke aus, die sich in hohlen Bäumen, Fels- oder Erdlöchern befinden. Sie räuchern den Bau zunächst aus und stopfen häufig die vollen Waben in den Mund. Dabei lassen sie sich durch die erregt umhersummenden Bienen nicht im geringsten stören und scheinen gegen Stiche ziemlich unempfindlich zu sein.

Auch der Honigkuckuck (Cuculus indicator) oder Honigweiser ist ihnen bekannt und führt sie zu den geschützten und gesuchten Vorratsplätzen der Bienen. (Le Roy, Seite 277.)

Um der Gefahr des Gestochenwerdens zu entgehen, sollen sie die Stöcke nachts ausnehmen, da dann die Bienen nicht schwärmen. Diese Arbeit in der Dunkelheit ist natürlich sehr beschwerlich, doch sind die Pygmäen außerordentlich geschickte Kletterer. (Immenroth, Seite 125.)

Die Jagd ist das Hauptbetätigungsfeld der Männer. Als Waffen verwenden sie vorwiegend Bogen und Pfeil. Wenn sie jedoch auf Großtierfang ausziehen, benutzen sie auch kurze oder lange Stoßspeere. Der Bogen der Pygmäen besteht aus

einem einfachen, im Feuer gehärteten Rundstab, der sich nach beiden Enden zu verjüngt und mit einer Sehne aus Rotang oder Bambus bespannt ist. Nach Immenroth sollen auch noch Sehnen aus gedrehten Pflanzenfasern, gedrehten Elefantendärmen und Lianenbast vorkommen. (Kultur und Umwelt der Kleinwüchsigen in Afrika, Seite 111.)

Die Pfeile der Pygmäen sind zierlich, leicht und der Größe des Bogens entsprechend. (Stuhlmann, Seite 52.) Der ursprüngliche und auch heute noch überall verbreitete Pfeil ist aus Holz und hat eine hölzerne Spitze, die im Feuer gehärtet ist. Durch die Bekanntschaft mit benachbarten Negerstämmen haben die Pygmäen die Überlegenheit der Eisenspitzen kennengelernt. Ihr Bestreben ist seither gewesen, sich ebenfalls eiserne Spitzen zu verschaffen. Gegen Fleisch und Honig tauschen sie bei ihren Nachbarn fertige Pfeil-, Speer- oder Lanzenspitzen ein. (Immenroth, Seite 114.)

„Das Eisen, das durch die Neger Eingang zu ihnen fand, gestaltete in mancher Beziehung ihre Jagd um." (Schebesta: „Meine Forschungsreise zu den Pygmäen in Belgisch-Kongo", Seite 49.)

Zur Flugsicherung ist in einem Schlitz am unteren Ende des Pfeiles ein spatelförmiges Stück eines frischen Blattes eingefügt. (Wilhelm von Schweden, Seite 224 und 249; Stuhlmann, Seite 452; Immenroth, Seite 116.)

Die Pfeilspitzen sind meistens vergiftet, und zwar benutzen sie dazu das Gift aus dem Körper einer Larve, die auf einem Strauche (Comiphora sp.) lebt. (Hintze, Seite 240.)

Nach Schebesta vergiften die Pygmäen ihre Pfeile und Lanzenspitzen mit Ipohgift (Dog.). Der Saft wird mit Wasser gemischt und zweimal gekocht, wobei er ständig umgerührt wird. („Orang-Utan", Seite 192.)

Die mit Gift bestrichene Spitze wird häufig eingekerbt. Dies hat den Zweck, daß die Spitze bei dem Versuch des verwundeten Tieres, den schmerzenden Pfeil abzustreifen, abbricht und das Gift ständig in Berührung mit dem Blute bleibt. (Immenroth, Seite 115; Wilhelm von Schweden, Seite 224.)

Die linke Hand wird am Gelenk durch ein Lederkissen, das mit Pflanzenfasern gepolstert ist, gegen den Rückschlag der Sehne geschützt. (Junker III, Seite 92; Wilhelm von Schweden, Seite 224.)

Außer Bogen und Pfeil, Lanzen und Speeren wird auch häufig das Blasrohr als Waffe benutzt. „Als Waffe dient ihnen

das Blasrohr, welches ebenso wie der plumpe Köcher, fast jeder Ornamentik entbehrt." (Schebesta: „Orang-Utan", S. 192.)

Sie besitzen eine außerordentlich große Technik in dem Gebrauch des Blasrohres und sind wegen ihrer unfehlbaren Treffsicherheit berühmt und gefürchtet.

Das kleine Wild, das für die täglich notwendige Nahrung beschafft werden muß, wird entweder durch Fallen und Schlingen oder auf der Pirschjagd erlegt. Gewöhnlich schleichen sie zu zweien oder dreien durch das Gebüsch, um Antilopen oder andere kleine Böcke zu fangen. (Schebesta: „Bambuti, die Zwerge vom Kongo", Seite 182.) Sie versuchen stets, so dicht wie möglich an das ahnungslose Tier heranzukommen. (Wilhelm von Schweden, Seite 224.) Dies wird begünstigt durch die Eigenarten der echten Waldtiere, bei denen das Gesicht weniger gut ausgebildet ist als das Gehör, z. B. beim Elefanten. (Trilles, Seite 437.)

Der Jäger muß bis auf wenige Schritte an seine Beute heranschleichen, um sicher zu sein, daß sein Pfeil auch das Ziel erreicht. Trifft er das Tier nicht, oder nicht richtig, so kann es geschehen, daß der Pygmäe am gleichen Tag für sich und seine Familie keine Nahrung mehr beschaffen kann. (Immenroth, Seite 119.)

Auch gemeinsame Treibjagden finden statt (Wilhelm von Schweden, Seite 251), die unter Leitung eines gewählten gemeinsamen Führers stehen. (Regnault, Seite 287.) Ein bestimmter Waldbezirk wird in möglichst geschlossenem Kreise von den Leuten umstellt. Auf ein bestimmtes Zeichen hin beginnt das Treiben. Männer, Frauen und Kinder, mit Zweigen und Stöcken bewaffnet, dringen unter lautem Geschrei, Klappern und Rasseln in das Dickicht und scheuchen das Wild vor sich auf. Die fliehenden Tiere werden von den Männern mit Pfeilen und Wurfspeeren erlegt oder auf niedrige Netze getrieben. Diese sind zwischen den Bäumen ausgespannt, so daß sich die Tiere in den Maschen verwickeln und auf diese Weise lebendig gefangen werden können. (Regnault, Seite 279; Wilhelm von Schweden, Seite 251.) Hintze teilt uns eine andere Form der Jagd mit: „Früher jagte man das Wild zwischen meilenlangen Pallisadenreihen in einen Abgrund, der mit Pfählen besetzt war. Heute erfordert es bei dem stark verringerten Wildstande große Anstrengungen, bis es gelingt, noch ein größeres Wild, wie Antilopen, Drucker, Steinböcke oder dergleichen zur Strecke zu bringen. Eine Familie soll in vielen

Gegenden sehr froh sein, wenn es ihr gelingt, im Laufe eines Jahres ein Gnu oder mehrere kleine Gazellen zu erlegen." („Geographie und Geschichte der Ernährung", Seite 240.)

Nach Passarge sollen sie ebenfalls im Jahre höchstens ein Gnu oder mehrere kleine Antilopen zur Strecke bringen (S. 67). Hintze sagt weiter: „Durch vorsichtiges Anschleichen pirschen sie sich an das Wild heran, zerschmettern ihm mit einer Wurfkeule ein Bein und verfolgen es dann so lange, bis es zusammenbricht. Größere Tiere werden mit vergifteten Pfeilen angeschossen und dann ebenfalls so lange verfolgt, bis sie vor Ermattung zusammenbrechen." („Geographie und Geschichte der Ernährung", Seite 240.)

Berühmt sind die Pygmäen als unübertroffene Elefantenjäger. Haben sie die Spuren eines Elefanten gefunden, so folgen sie ihnen unermüdlich, bis das Tier aufgespürt ist. Um möglichst nahe an das Tier heranschleichen zu können, reiben sie sich vorher den Körper mit Elefantenlosung ein, damit sie das Tier nicht vorzeitig wittert. (Immenroth, Seite 122.) Aus dem Hinterhalt versuchen sie dann, mit einigen wohlgezielten Pfeilen die motorischen Nerven oder die Sehnen der Kniekehlen an den Hinterbeinen des Elefanten zu durchschießen. (Hutereau, Seite 706.) Hat das Tier seine Bewegungsfreiheit verloren, dann ist es ihnen ein leichtes, es zu töten. Zuweilen sollen sie auch auf den Wechseln große, eiserne Messer oder Speerspitzen eingraben, die den Tieren in die Fußsohlen dringen sollen, um ihnen dann besser folgen zu können. (Douet, S. 20.)

Nach Stuhlmann (Seite 455) und Wilhelm von Schweden (Seite 224) wird das Großwild, wie Elefanten, Büffel und Flußpferde, entweder in steilwandigen Gruben gefangen und dann mit Speeren getötet, oder durch Sturzfallen zur Strecke gebracht. Zu diesem Zwecke wird in einem schweren Holzklotz oder Baumstamm ein vergifteter Pfeil oder eine vergiftete Lanzenspitze angebracht. Mit Lianen oder Bastleinen wird dieser Fallblock in zwei bis drei Meter Höhe über dem Wechsel der Elefanten aufgehängt und mit einer dünnen Schnur verbunden, die quer über den Weg der Tiere gespannt wird. Berührt ein zur Tränke eilender Elefant diese Schnur, so löst sich der Klotz aus und stürzt dem Opfer ins Genick, wobei die vergiftete Eisenspitze tief in das Fleisch eindringt und einen schnellen Tod herbeiführt. (Bruel, S. 118; Le Roy, S. 275; Stuhlmann, S. 455; Trilles, S. 436; Wilhelm von Schweden, S. 250.)

An den Ufern der vielen Bäche und Flüsse wird ein ausgedehnter Fischfang betrieben. Allerdings muß immer wieder festgestellt werden, daß die Pygmäen keine Fischer, sondern in erster Linie Sammler und Jäger sind. Einige Forscher wie Schebesta und Regnault (S. 280) glauben sogar, daß sie überhaupt keinen Fischfang betreiben und äußerst wasserscheu sind.

Nach Hutereau fangen die Frauen die Fische, besonders nachts, indem sie diese unter den Wurzeln und Steinen des Ufers hervorziehen, oder sie fangen die Fische tagsüber mit Netzen, Körben und Reusen. Außerdem kennen sie verschiedene Pflanzen, die ins Wasser geworfen werden und die durch ihr Gift die Fische betäuben. Die Tiere schwimmen dann auf der Oberfläche des Wassers und können dann mühelos eingesammelt werden. (Douet, S. 21; Le Roy, S. 278; Trilles, S. 443.) Nach Trilles (S. 444) ist ein bei den Pygmäen sehr beliebter Fisch der Mpoi; ebenfalls der Ngol, der in regenärmeren Jahreszeiten aus dem Sand der ausgetrockneten Flüsse ausgegraben wird.

Zur Nahrungsbereitung dient den Pygmäen das Feuer. Es ist eine irrige Annahme, daß die Pygmäen ihr Fleisch roh essen, allerdings wird es häufig nur halbgar gebraten. (Stuhlmann. Seite 456; Schebesta: „Physiologische Beobachtungen an den Ituripygmäen", Seite 118.) Nach Bernatzik schneiden sie die Einschußstelle der vergifteten Pfeile heraus, legen das ganze Tier ins Feuer und schaben dann mit einem Hölzchen die Haare ab. („Die Geister der gelben Blätter", Seite 82.)

Wie Stuhlmann berichtet, wird bei ihnen das Feuer ständig erhalten und beim Verlassen des Lagers stets ein glimmender Holzscheit mitgenommen, der durch Blätter sorgsam vor Regen geschützt wird. Die Frauen haben darüber zu wachen, daß dieser mitgenommene Brand nicht erlischt und daß abends damit sofort ein Lagerfeuer angefacht werden kann. („Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika", S. 451; Bruel, S. 115; Wilhelm von Schweden, S. 251; Trilles, S. 455.)

Sie rösten oder räuchern das Fleisch, indem sie dieses über das offene Feuer hängen oder in die heiße Asche legen. Auch auf heißen Steinen oder in der heißen Erde schmoren sie Nahrungsmittel, die vorher in Blätter gewickelt sind. (Regnault, S. 270; Trilles, S. 450; Stuhlmann, S. 456; Le Roy, S. 262; Hutereau, S. 704.)

Von den erbeuteten Tieren lassen sie so gut wie nichts übrig. Sogar die Knochen werden, wenn sie fein säuberlich ab-

genagt sind, aufgebrochen, zerstampft und ebenfalls gegessen. (Immenroth, Seite 72.)

Auch das Blut des erlegten Tieres wird in dem ausgeweideten Magen gesammelt und daraus ein Blutkuchen gebacken, oder sie lassen das Blut in die Bauchhöhle laufen, zerschneiden die Eingeweide, gießen Wasser hinzu und trinken gierig das Gemisch. (Hintze, Seite 240.)

Bei diesen Mahlzeiten, die oft an Ort und Stelle, wo das Wild erlegt wurde, abgehalten werden, kann der einzelne oft ungeheure Mengen Fleisch zu sich nehmen. (Le Roy, S. 212; Trilles, S. 46.) Nach Hintze kann ein Mann bei dieser Gelegenheit zehn bis zwölf Pfund Fleisch verzehren (S. 240).

Schebesta sagt darüber: „Daß die Pygmäen gelegentlich große Nahrungsmengen vertilgen können, ist Tatsache. Man kann beobachten, wie sich dann ihr Leib zusehends rundet. Ebenso kann der Pygmäe auch lange Zeit fasten. Dann zieht er den Gurt enger um den Leib. Die Pygmäen, besonders die Kinder, fallen durch stark aufgetriebene Bäuche auf, was auf die Art der Ernährung, nicht etwa auf Malaria zurückzuführen ist.“ („Physiologische Beobachtungen an den Ituripygmäen“, Seite 118.) Es ist wohl nicht richtig, wenn man in der Tatsache, daß sie große Mengen Fleisch auf einmal zu sich nehmen, gierige Gefräßigkeit oder Unmäßigkeit sieht. Es ist wohl vielmehr der Ausdruck eines ganz ausgesprochenen Fleischhungers, oder besser gesagt eines Eiweiß- und Fetthungers. Zu bedenken ist ebenfalls, daß sie keinerlei Methoden kennen, um das Fleisch zu konservieren. Einige Gruppen kennen zwar das Dörren von Fleisch am Feuer, aber auch derart behandeltes Fleisch hält sich nur begrenzte Zeit in dem tropisch-feuchten Klima. (Immenroth, Seite 73.)

Wie ich schon erwähnte, gelingt es den Pygmäen selten, ein Großwild zur Strecke zu bringen. Ihre Nahrungsmittel bestehen zu 70 Prozent aus Vegetabilien und diesen fehlt ja zur Hauptsache der Fettgehalt. Den Bedarf an tierischem Eiweiß suchen sie in der Hauptsache vom Kleingetier, z. B. Raupen, Termiten, Schnecken usw. zu decken. Für ihren Fetthunger spricht ebenfalls die interessante Tatsache, daß sie die Knochen des erlegten Tieres aufbrechen und ebenfalls verzehren. Bekanntlich enthält das Knochenmark außerordentlich viel Fett, ungefähr 98 Prozent.

Nach Bernatzik sind die fettreichen Gewebe des Wildes wie Darmgekröse, Niere, Gehirn, Rücken- und Knochenmark für sie

ein Leckerbissen. („Die Geister der gelben Blätter", Seite 82.) Als Zeichen ihres seltenen Jagdglückes ist ebenfalls die Tatsache anzusehen, daß die Pygmäen selbst Aasfleisch nicht verschmähen. (Le Roy, Seite 264; Schebesta: „Physiologische Beobachtungen an den Ituripygmäen", Seite 118.)

„Auch die Efé essen so ziemlich alles, was ihnen vor den Mund kommt und verschmähen ebenfalls das Aas nicht, wovon ich mich selbst überzeugen konnte. Einer der Zwerge war auf einen halbverwesten Ameisenbären gestoßen, und man bereitete ihn schon für den Transport ins Lager vor, als ich dazwischentrat und es verhinderte." (Schebesta: „Bambuti, die Zwerge vom Kongo", Seite 183.)

An anderer Stelle sagt Schebesta jedoch: „Ein schon älterer, schwächlicher Pygmäe erkrankte infolge Genusses von Aasfleisch. („Krankheit und Krankheitsbekämpfung bei den Pygmäen", Seite 19.)

Überhaupt scheinen Unterleibserkrankungen bei den Pygmäen häufiger vorzukommen (Schebesta: „Krankheit und Krankheitsbekämpfung bei den Pygmäen", Seite 19), was wohl weniger auf die Ernährung, als auf die Unsitte, die Frontzähne mit Meißeln zuzuspitzen, zurückzuführen ist.

Infolge dieser Unsitte leiden die Pygmäen auch häufig an Zahnerkrankungen. (Schebesta: „Krankheit und Krankheitsbekämpfung bei den Pygmäen", Seite 19.) Mit der Zeit werden diese so verstümmelten Zähne natürlich schadhaft und schmerzend. Als schmerzstillendes Mittel bringen sie einen Absud aus der Adambapflanze in Anwendung, den sie auf den zerstörten Zahn tropfen. (Schebesta: „Krankheit und Krankheitsbekämpfung bei den Pygmäen", Seite 20.)

Sie stehen den Krankheiten also keineswegs hilflos gegenüber. Verschiedene Heilmittel und ihr Gebrauch sind ihnen bis zu einem gewissen Grad geläufig. (Schebesta: „Krankheit und Krankheitsbekämpfung bei den Pygmäen", Seite 20.)

Das Gebiß ist bei den Pygmäen fast ausnahmslos schlecht, was teilweise auf die ungenügende Mundpflege zurückzuführen ist. Während die Neger mehr oder weniger ihre Zähne nach den Mahlzeiten reinigen, tun es die Pygmäen nie.

Es mögen auch andere pathologische Momente für diese Tatsache verantwortlich sein. Die Frontzähne werden spitz zugeschlagen und fallen daher im Alter am ehesten aus. Die Backenzähne sind im Alter stark abgenutzt, weshalb alte Pygmäen gern ihre Speise im Mörser zerstoßen. Die Abnutzung

bzw. der Verlust der Zähne hat eine Umformung des Unterkiefers zur Folge. Die Mundpartie schrumpft, ähnlich wie bei allen Greisen, nur tritt das bei den Pygmäen früher ein. Der Kiefer ist sonst groß und stark, was auf eine kräftige Kautätigkeit schließen läßt. (Schebesta: „Physiologische Beobachtungen an den Ituripygmäen", Seite 118.)

Der Zahndurchbruch erfolgt ähnlich wie bei europäischen Kindern. Zahnenden Kindern geben die Mütter gerne gebratene oder gekochte Bananen und lassen die Kleinen daran nagen. Unregelmäßige Stellung und überzählige Zähne konnten häufig beobachtet werden. (Schebesta: „Physiologische Beobachtungen an den Ituripygmäen", Seite 120.)

Über die Ernährung der Säuglinge berichtet uns Schebesta folgendes: „Während zweier Jahre und auch länger stillt die Mutter das Kind. Diese Zeit über meidet sie den Eheverkehr. Nach drei bis vier Monaten flößt sie dem Kind auch Mus oder Brei ein. Säuglinge geben die im Übermaß genossene Muttermilch durch den Mund wieder, ein Vorgang, den man immer wieder beobachten kann; offenkundig kontrollieren die Mütter die Nahrungsaufnahme der Kinder nicht, sondern reichen ihnen die Brust, so oft sie zu schreien beginnen. („Physiologische Beobachtungen an den Ituripygmäen", Seite 122.)

Die Mahlzeiten der Erwachsenen werden gemeinsam, aber nach Geschlechtern getrennt, eingenommen. (Trilles, Seite 472 und 392.) Besondere Geräte beim Essen kennen sie nicht. Größere Stücke des Fleisches werden mit dem Buschmesser oder einer Speerspitze zerschnitten, sonst gebraucht man die Finger und die Zähne. (Junker III, Seite 92; Le Roy, Seite 291; Trilles, Seite 458.)

Wasser wird entweder aus der hohlen Hand oder aus zusammengedrehten Blättertüten, im Lager aus einer Schale getrunken. (Trilles, S. 453 und 458; Le Roy, S. 281; Hutereau, S. 704.)

Auch sollen sie in wasserärmeren Gebieten einen Saft genießen, von dem Bruel sagt: „. . . Que donne la liane à eau, qui existe heureusement dans la forêt et tout spécialement dans la zone où l'eau superficielle manque" (Seite 115).

Ein beliebtes Nahrungs- und Genußmittel ist das Salz. Die meisten Reisenden haben gerade durch Salzgaben das Vertrauen und die Freundschaft der Pygmäen gewonnen. So sagt Schebesta: „Kaum hatte der Vortrupp meiner Karawane das Dorf erreicht, ging der Tanz erst recht los. Staubwolken wir-

belten hoch, der Schweiß rann den Tänzern die schmutzigen Leiber herab. Nicht eher kamen die Zwerge zur Ruhe, bis ich das Zeichen gab, den Tabak- und Salzsack zu öffnen, um sie für ihre Aufmerksamkeit zu beschenken." („Bambuti, die Zwerge vom Kongo", Seite 178.)

Sie selbst stellen ein Salz her aus Bananenschalen, das jedoch schwarz und bitter ist. (Stuhlmann, S. 426; Le Roy, S. 279; Trilles, S. 459.)

Von den reinen Genußmitteln ist der Tabak allgemein verbreitet, während der Alkohol meist nur eine geringe Rolle spielt. Das Bier beziehen sie von den benachbarten Negern. Die Batwa scheinen jedoch ziemlich starke Trinker geworden zu sein. Alle Streitigkeiten werden durch Bierspenden beglichen, die Feste mit einem großen Bierkonsum gefeiert, und alles, was nicht unbedingt lebensnotwendig ist, wird in Alkohol umgesetzt (Trilles, Seite 454). Die reinen Urwaldpygmäen kommen jedoch nur gelegentlich beim Besuch von Negerdörfern zum Genuß alkoholischer Getränke. Ungern verzichten sie dagegen auf Tabak, der daher ein wichtiger Handelsartikel ist. Ihre Pfeifen stellen sie aus Rohr oder den Mittelrippen der Bananenblätter her. (Stuhlmann, S. 450; Le Roy, S. 281; Hutereau, S. 503.)

Nach Hintze (Seite 239) nehmen sie Röhrenknochen dazu. Eine satirische Anspielung auf ihre Raucherleidenschaft ist vermutlich eine von Stuhlmann (Seite 462) berichtete Sitte. Die Pygmäen sollen ihren Toten noch einmal eine Pfeife in den Mund stecken, bis der Rauch aus der Nasenöffnung steigt.

Literatur.

Bernatzik, H. A.: „Die große Völkerkunde". Bibliographisches Institut A. G. Leipzig 1939.

— „Die Geister der gelben Blätter". Bruckmann, München 1938.

Berg, Ragner: „Die Grundlagen einer richtigen Ernährung. Deutscher Verlag für Volkswohlfahrt, Dresden 1930.

Bruel, G.: „Les Babinga". Revue d'Ethn. et de Sociol. 1910.

Douet, M. M.: „Les Babingas ou Jadingas, Peuple nain de la forêt Équatorial (Région du Moyen Congo). Bull. de la Soc. d'Ethnol. de Paris 1914.

Hahn: „Schwierige Methoden der Ernährung bei den Naturvölkern". Naturwissenschaftl. Wochenschrift 1911, Nr. 35.

Hintze, K.: „Geographie und Geschichte der Ernährung", Leipzig 1934.

Hutereau, A.: „Les Négrilles de l'Uele et de l'Ubangi". Congo 1924.

Immenroth, W.: „Kultur und Umwelt der Kleinwüchsigen in Afrika", Leipzig 1933.

Junker, W.: „Reisen in Afrika", Wien und Olmütz 1889.

Krause, F.: „Das Wirtschaftsleben der Völker", Breslau 1924.

Passarge, S.: „Die Buschmänner der Kalahari", Berlin 1907.

Regnault, H.: „Les Babengas" L'Anthro. Bd. XXII 1911.

Le Roy: „Les Pygmées, Tours o. J.

Seyffert, H.: „Einige Beobachtungen uund Bemerkungen zur Ernährung der Naturvölker." Zeitschrift für Ethnologie, Berlin 1932.

Stuhlmann: „Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika", Berlin 1894.

Schebesta, P.: „Bambuti, die Zwerge vom Kongo". Brockhaus, Leipzig 1932.

— „Orang-Utan". Brockhaus, Leipzig 1928.

— „Meine Forschungsreise zu den Pygmäen in Belgisch-Kongo". Ethnol. Anzeiger, Bd. III, Heft I, 1932.

— „Krankheit und Krankheitsbekämpfung bei den Pygmäen". Ciba Zeitschrift Nr. I, 1933.

— „Physiologische Beobachtungen an den Ituripygmäen". Zeitschrift für Rassenkunde, Bd. V, Heft II, 1937.

— „Zentralafrikanische Pygmäen". Ethnol. Fachsitzung am 19. 5. 32 der „Wiener Arbeitsgemeinschaft für afrikanische Kulturgeschichte".

— „Bei den Urwaldpygmäen von Malaya". Leipzig 1927.

Schweden, Wilh. v.: „Unter Zwergen und Gorillas". Leipzig 1925.

Schweinfurth, G.: „Im Herzen von Afrika". Brockhaus, Leipzig 1878.

Trilles, P.: „Chez les Fangs". Les Miss. Cathol. 1898.

Volz, Wilh.: Im Dämmer des Rimba". Breslau 1922.

Waibel, L.: „Urwald, Feld, Wüste". Breslau 1921.

Ich möchte nicht versäumen, an dieser Stelle dem verehrten Herrn Professor Dr. Heupke für seine bereitwillige Unterstützung bei der Durchführung der Arbeit zu danken.

LEBENSLAUF.

Am 8. März 1916 wurde ich in Dremmen, Bezirk Aachen, als Sohn des Rektors Wilhelm Maaßen und Frau Therese, geb. Hanrath, geboren. Nach einem vierjährigen Besuch der Volksschule in Dremmen wurde ich in die Sexta des humanistischen Kreis-Gymnasiums in Heinsberg/Rhld. aufgenommen, wo ich auch Ostern 1936 meine Reifeprüfung ablegte. Vom 1. April 1936 bis 1. Oktober 1936 genügte ich meiner Arbeitsdienstpflicht in Hückelhofen, Krs. Erkelenz. Im Wintersemester 1936/37 und im Sommersemester 1937 besuchte ich die Hochschule für Lehrerbildung in Trier. Da ich erkannte, daß ich für den Lehrerberuf wenig Neigung hatte, verließ ich die Hochschule und ließ mich im Wintersemester 1937/38 an der Universität in Köln als Student der Zahnmedizin immatrikulieren. Nach vier Semestern legte ich auch dort im Herbst 1939 meine zahnärztliche Vorprüfung ab. Mein erstes klinisches Semester absolvierte ich im 1. Trimester 1939 an der Universität in Marburg. Im 1. und 2. Trimester 1940 studierte ich an der Universität in Frankfurt a. M. und legte daselbst im September dieses Jahres, nach drei klinischen Semestern, die zahnärztliche Staatsprüfung ab.

Josef Maaßen.

Frankfurt a. M., den 15. November 1940.

41/35